

Die Reb- und Berglandschaft in den Werken von C.-F. Ramuz

Autor(en): **Burgauer, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 20

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672397>

Nutzungsbedingungen

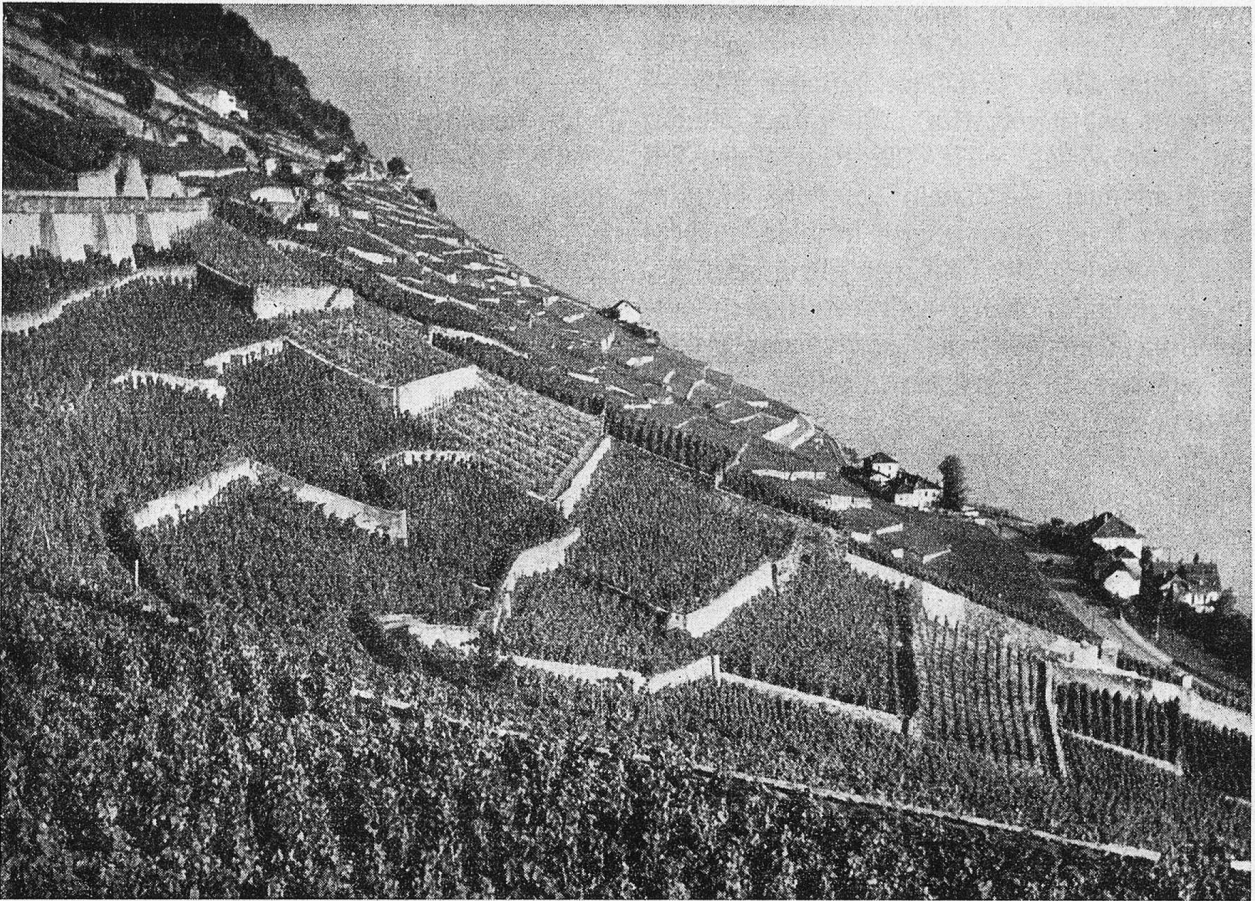
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



REBBERGE BEI ST. SAPHORIN

Nr. 6151 BRB. 3. 10. 39

Die Reb- und Berglandschaft in den Werken von C.-F. Ramuz

Als Heinrich Federers „Berge und Menschen“ erschien, übte allein der Titel dieses Buches eine magische Anziehungskraft auf die schweizerische Lesergemeinde aus. Viele schienen von dieser faszinierenden Überschrift auf den Inhalt zu schließen und hofften wohl, daß hier jene äußerste und glückhafte Hörigkeit zwischen Mensch und Erde in ihren geheimsten Verästelungen dargestellt und abgewandelt werde, — eine unmäßige Forderung, die Federers Buch bei aller Schönheit kaum erfüllen konnte. Ramuz hat sich diese gewaltige Aufgabe als Lebenswerk gestellt, und keines seiner vierzig Bücher handelt im Grunde von etwas anderem. Überall in seinen Schriften begegnet man dem spezifisch Schweizerischen: einer tiefen Erdverbundenheit, einer verhaltenen Freiheitsliebe, einer gewissen Schwerblütigkeit, einer Sparsamkeit an Gefühlsäußerungen bei

innerem Reichtum. Alle diese Eigenschaften — teilweise ebenfalls landschaftlich bedingt — leben und wirken in Ramuz selbst und machen es schwer, auf gedrängtem Raum den bunten Bogen heimatlicher Bilder, die in seinen Werken in großangelegten Fresken aufleuchten, auch nur annähernd faßbar zu machen. Ramuz' sonderbare Erzählungsweise, die mit ihren ständigen Wiederholungen, mit der peinlich genauen Beschreibung und Leibhaftmachung von Rebterrasse und See, von Felssturm und Schneehang, von Grat und Gletscher, von Matte und Dorfplatz mit ihren Verschiebungen der Perspektive und der ungemein plastischen Gestaltung von Höhe und Tiefe, die weder geographischer Bedanterie, noch einem Mangel an schöpferischem Schwung entspringen, sondern einer eminent bildnerischen Begabung, die an diesem Dichter immer wieder

verblüfft. Versuchst du aber die Srtlichkeiten mit Hilfe der Landkarte und des Lexikons zu fixieren, so wird alles — bei sinnhaftester Nähe — traumhaft und wie verklärt. Wir zürnen Ramuz nicht darob, daß diese Materialisation fast immer mißlingt, — Ramuz hat durch die Anerkennung seiner Bemühungen in allen Landesteilen erfahren dürfen, daß sein Werk einer tiefen gemeinsamen Wurzel mit der Umwelt entwächst, die keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Und außerdem ist eben jener ungelöste Rest (der sich nicht nach Breiten- und Längengraden festnageln läßt) die eigentliche Neunerprobe seines Künstlertums, ein Zeugnis jener stimmungsgeladenen Herzens- und Schmerzenslandschaft eines Dichters, der immer wieder an die Randgebirge des vernunftmäßig Faßbaren durchbricht.

Eine kurze Probe aus „Jean-Luc le persécuté“ möge diese Einheit zwischen Außen und Innen, zwischen Land und Mensch verdeutlichen:

„Der Wind, den die Bauern den Schneefresser nennen, blies mit seinem heißen Atem; die schwarzen Felsbänder begannen zu wachsen. Der Teich wurde schwarz und schien zu bersten. Ein Tag kam, da der letzte Wasserfaden aufgesogen war. Die Frösche erstickten im Sand; noch ehe sie starben, kreisten hungrige Rabenschwärme über dem Tal. Als sich der Abend senkte, stand der Wald in fahlem Schwarz vor dem schwärzlichen Blau der Berge, die einen schweren Himmel auf den Schultern trugen. Abermals ging sie ihn rufen. Er aber sprach: „Nie und nimmer mehr“.

Diese Landschaft ist weder deutsch, noch welsch, noch schweizerisch. Sie ist menschlich und göttlich zugleich: menschlich, weil wir einmal die Gewohnheit besitzen, alles mit einem Anflug von Vergänglichkeit zu betrachten, göttlich durch die Gnade der Farben und Formen und die Schönheit des Lichtes und der Dämmerung im Wandel der Tag- und Jahreszeiten. Es finden sich andere Stellen, in denen die schweizerische Melodie vernehmbar mitklingt und das Lied des Windes und der Wellen das Stammeln menschlicher Worte übertönt:

„Über den Lärchen, die hier die Farbe des wilden Honigs trugen, entdeckte man in der Lücke des grünen Himmels ein rosa Spitzchen. Es war

von zartestem, rosigstem Rot, an einzelnen Stellen, auf denen noch Licht und Schnee lag, beinahe ins Blonde spielend. Die Kuppen und Grate aber flammten wie fließendes Gold durch einen Busch, das Netzwerk der Bäume und einen Einschnitt der vorgelagerten Hügelkette.

Er war traurig, denn alles war so verlassen. Ein verirrter Hähler schwebte einen Augenblick durch den Himmel, als ob er verweilen möchte, dann entschwebte er wieder. Aus großer Ferne vernahm man das Klagen einer Dorfglocke. Und wieder tiefes Schweigen.“

Wohl am schönsten aber sind die Partien, in denen sich Mensch und Berge wie zwei Welten in mittelalterlichem Brudertum begegnen. Im „Farinet ou la Fausse Monnaie“ findet sich unvergleichliches Denkmal solcher Zwiesprache. Farinet der Falschmünzer (oh, er ist kein gewöhnlicher Verbrecher, sein Gold besitzt höhern Feingehalt als die staatlichen Münzen, er glaubt daran, und die ganze Gemeinde glaubt an ihn, weil er freigebig ist und die Freiheit liebt): Farinet will in die Fremde, weil ihn der Boden der Heimat unter den Füßen brennt. Und in seiner Not fragt er die Berge um Rat, „denn sie sind groß und gewaltig und wissen besser als wir, was geschehen soll. Was ist ein Mensch neben ihnen, ein Mensch, den man schon aus einer Entfernung von dort bis zu mir nicht mehr sieht, ein kleines, kluges und vorsichtiges Pünktlein?“ Farinet bleibt in den Bergen. Er kann nicht fort. Er braucht das Spiel von Licht und Dämmerung an den Hängen wie das tägliche Brot. „Blickt er von seiner Goldader abwärts, so sieht er zwischen seinen Knien auf der Alp unten die Sennhütte. Die braunen und schwarzen Punkte waren Rüche, nicht größer als Kürbiserne und Radieschensamen. Über der Ecke des Hüttendaches steht eine blaue Rauchfahne aufrecht, wie eine Hählerfeder. Um ihn glänzte der Fels in der Sonne, wie ein Engelsflügel mit Silber und Gold. Farinet befindet sich in einer Höhe von mehr als dreitausend Metern. Keinerlei Gras wächst dort oben mehr, nur noch ein paar Moose können hier leben, sie sind nur ein wenig grüne Farbe auf der matten Haut des Gesteins. Und er hängt dort oben auf seinem Felsgefims, als schwebte er in der Luft. Vor ihm

und unter ihm war nichts als die blaue Luft, und wenn er den Blick senkt, so wird sie noch blauer in ihrer Dichte: Unter ihm tat sich das Rhonetal auf, das hier mit seiner ebenen sandigen Talsohle, auf der Spargeln und Aprikosen gebaut werden, seine größte Ausweitung hat. Er hob die Augen, wieder war vor ihm der Luftraum, und wie hinter Schleiern und farbigem Glas reiheten sich unendlich die Gipfel der Walliser Alpen, der Berge Savoyens bis weit nach Frankreich hinein. Da thronten sie alle und lobten Gott unter der großen Sonne in ihren weißen Gewändern."

Im „Großen Grauen in den Bergen“ gewinnt das Dämonische Macht über Mensch und Alp und Vieh und verdichtet sich zu einer furchtbaren Vision von Seuche, Gewitter und Bergsturz, in die nur wenige sonnige Stellen wie der farbenfrohe Zug einer Alpfahrt einverbunden sind. In „Schönheit auf Erden“ und der „Wandlung der Marie Grin“ dominiert das lichte Reich des Sees und der Reben, jene dunstige Atmosphäre, die jeden Schritt und jedes Gerät rein erklingen

lassen. Bald vollzieht sich der leise Dpfergang der kleinen Marie in einem der verschlafenen Winzer- und Fischerdörfer zwischen Wasser und Berghang, bald im alten Lausanne, der Stadt mit den vielen luftigen Stockwerken, das Namuz in drei knappen Zeilen erweckt . . . „Machte man ein paar Schritte vorwärts, so stiegen die Dinge allmählich im Raum empor; am See hingen Dächer und an den Dächern Gärten . . .“ Und dann ist in Namuz' Werk noch jenes Ätherische (von dem oben die Rede war) und der freie Blick nach Südwesten, der die Illusion eines südlichen Golfes erweckt. „Wie Goldstaub lag es über den Wiesenhängen, über den Wäldern wie heiße Asche. Alle Dinge schmückten sich mit Schönheit, schmückten sich um die Wette: Wasser, Gebirge, Himmel, das Flüssige und das Feste und auch das, was weder fest noch flüssig ist; aber es fügt sich eins ins andere, als bestünde zwischen allen Dingen ein großes Verstehen, als vollzöge sich ein stetes Hin- und Widerfluten, zwischen allen Dingen, die sind.“

Arnold Burgauer.

Im Tal der Gemen

Ein wundervoller Sommermorgen war über der Flüelastraße heraufgestiegen, als ich leichten Schritts das Gasthaus auf Tschuggen verließ und in jener seltenen Beglückung des Augenblicks der von der Frühsonne geröteten Bischofshorngruppe zuwanderte, die mein Ziel bildete.

Dem unmittelbaren Aufstieg hatte ich ein Seitengebiet vorgezogen und mich immer wieder am Anblick der lichtflimmernden, in unendlicher Vielfalt ins Tiefblau des Himmels aufstrebenden Hochgebirgsfranzes erlabt, um die Einförmigkeit der Zwischenlandschaft nicht als drückend zu empfinden. Denn stundenlang muß nun einmal der Bergsteiger sich dort auf einer selbst im Hochsommer oft noch feuchten Steigspur hinaufwinden, immer im Bereich kahler Schutt- und Steinhalden und angeblickt farbloser Schroffwände, denen kein Lächeln abzugewinnen ist.

Nach dem Umgehen einer Felsennase lag jetzt unversehens der ersehnte Grat frei vor mir da; sein Anblick gab einen neuen Antrieb, ohne daß

indessen die Gegend sich ansprechender gestaltet hätte: Unwirtlichkeit und Einöde überall, Steilfelder und Bassins voll grauem Geröll, unheimlich drohende Felsblöcke, mitten im Absturz aufgehalten, die Reste einer ungezählte Jahrtausende zurückliegenden Katastrophe. Nur selten erinnerte ein armseliges Pflänzchen auf einem Bröckchen Erde daran, daß auch hier das Leben in Erscheinung zu treten vermochte.

In diesem Gebiet völliger Zerstörung und Leblosigkeit nun wurde mein Auge auf einem Punkt in etwa zweihundert Meter Entfernung festgehalten: etwas regte sich dort. Ich zog rasch mein Glas hervor, — richtig, es war eine Gemse! Frei und sicher, ohne ein Empfinden meiner menschlichen Gegenwart, bewegte sie sich auf ihrem schmalen Standort bis zu dem Augenblick, wo sie mein vorsichtiges Schreiten wahrgenommen haben mußte und sich offenbar beobachtet fühlte. Besonders, wenn ich stehen blieb, gab sie unverkennbare Zeichen des Mißtrauens und ging